

IN DIESER AUSGABE

Antisemitismus
gegen Schülerin schon
vor der NS-Zeit

SEITE 2

Das Buch zur
1.000-Jahr-Feier
1948 in Enger

SEITE 3

Bewegte Geschichte
eines 220 Jahre
alten Kottens

SEITE 4

Gesichtet:
Stelzenläufer haben
lange rote Beine

SEITE 4

Weißer Nachtfalter
entpuppt sich als Oli-
venbaum-Zünsler

SEITE 4

Neuerscheinung:
Geschichte
Westfalens

Werner Freitag beschreibt auf stolzen 667 Seiten die Geschichte Westfalens vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit. Neben den politischen und verwaltungsgeschichtlichen Ereignissen behandelt er besonders die Alltags-, Ideen-, und Kulturgeschichte Westfalens und erwähnt auch die vermeintlich typisch westfälischen Eigenschaften. Freitag, Werner, Westfalen. Geschichte eines Landes, seiner Städte und Regionen in Mittelalter und früher Neuzeit (ISBN 978-3-402-24952-9), Preis 44 Euro

So war's im
Brautbett

Heft 24 der Beiträge zur Heimatkunde der Städte Löhne und Bad Oeynhaus (BHLO) bietet eine vielfältige Sammlung an lokalhistorischen Forschungsbeiträgen. Es gibt zwei Schwerpunkte. Der erste liegt auf der Museumsarbeit. Sonja Voss vom Museum der Stadt Löhne und Thomas Kriete von der Arbeitsgruppe Familienforschung im Kreis Herford stellen vor, welch spannende Geschichten das „Poppensiekerische Brautbett“ und andere Objekte zu erzählen haben. Hanna Dose liefert Einblicke in die Geschichte des Museumshofes der Stadt Bad Oeynhaus. Der zweite Schwerpunkt liegt in der Beschreibung bäuerlich-landwirtschaftlicher Lebenswelten zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert. Und es geht um die Erlebnisse des aus Halstern stammenden Landsturmmannes Ernst Reinking während des Ersten Weltkrieges, um die Volksschule Gohfeld und die Rolle des Johann Bertram Arnold von Rappard während des Beginns der Salzproduktion im heutigen Bad Oeynhaus.

Beiträge zur Heimatkunde der Städte Löhne und Bad Oeynhaus 24 (ISBN 978-3-7395-1503-8), 16,90 Euro.

Als Herfords Traum vom Münter-Museum platzte

Es geschah vor 33 Jahren: Warum das Projekt trotz bester Rahmenbedingungen scheiterte. Man hatte ein „bedeutendes Zentrum von Werken des Blauen Reiter und des Expressionismus“ vor Augen gehabt.

Hartmut Braun

Im Sommer 1990 zeichnete sich in Herford eine kulturpolitische Sensation ab: Durch „Vermittlung einiger interessierter Herforder Bürger“, freute sich Bürgermeister Gerd Klippstein, könne Herford 60 Kunstwerke aus dem Nachlass der großen Malerin Gabriele Münter bekommen. Außerdem seien der Stadt bedeutende Werke der Klassischen Moderne aus einer Herforder Privatsammlung zugesagt worden. In Herford, so der Bürgermeister, könne „ein bedeutendes Zentrum von Werken des Blauen Reiter und darüber hinaus des Expressionismus nicht nur in NRW, sondern im ganzen nordwestdeutschen Raum“ entstehen.

Für kunstbegeisterte Herforder war das eine gute Nachricht. Endlich hätte Herford ein Leuchtturmprojekt zu bieten. Und endlich würde die 65.000-Einwohner-Stadt ihre große Tochter Gabriele Münter (1877 – 1962) würdigen und sich im Glanz der gerade neu entdeckten Malerin sonnen können.

Bürgermeister
Klippstein rechnete
die Eigenmittel klein

Als Klippstein das Projekt öffentlich machte, war eigentlich schon alles klar: Gezeigt werden sollten die Leihgaben aus München und Herford im zuvor freigeräumten und umgebauten Daniel-Pöppelmann-Haus. Für die Baukosten zwischen 6 und 10 Millionen Mark waren Millionen-Zuschüsse des Landes NRW, des Landschaftsverbandes und private Spenden zum Greifen nahe. Zusätzliche Personalkosten sollten nicht entstehen. Die Stadt Herford müsste aus eigenen Mitteln kaum eine Million Mark besteuern – ein Schnäppchen.

Dem Stadtrat war das allerdings immer noch zu viel. Dort herrschte die Meinung vor, die Stadt habe kein Geld, und wenn doch, solle es eher für andere Zwecke ausgegeben werden, etwa einen neuen Kindergarten in Eickum. Der Bürgermeister war bereit, sich dieser Haltung anzuschließen und die Eigenmittel klein zu rechnen. Das sollte sich rächen.

Doch erst einmal erntete er viel Zustimmung. Alle Ratsgremien waren dafür. „Eine Chance für Herford“ schrieb die Zeitung. Bereits 1991, so Klippstein, könne man mit den Umbauarbeiten beginnen.

Die Initiative für das Münter-Projekt in Herford war von der Bielefelder Straße gekommen. Dort am Flüsschen Aa hatte Gabriele Elternhaus gestanden. Inzwischen gehörte das Grundstück dem damaligen Energieunternehmen EMR. Und dessen Direktor Manfred Ragati sah sein Unternehmen in der Pflicht, das Andenken der großen Herforderin zu pflegen. Dafür würde EMR auch Geld- und Bauleistungen beisteuern.

Noch ein Herforder war Feuer und Flamme für Gabriele: Jan Ahlers. Der kunstbegeisterte Unternehmer war



Das Haus in Murnau, in dem Gabriele Münter lange Zeit lebte, ist ein touristischer Anziehungspunkt.

Foto: Frank-Michael Kiel-Steinkamp

schon als Student von München aus häufiger zur Münter nach Murnau gepilgert. Später erwarb er bedeutende Arbeiten von ihr und anderen Angehörigen des Blauen Reiters. Inzwischen hatte er eine veritable Sammlung an Kunst des Expressionismus im Firmenbesitz.

Die Namen der Initiatoren durften allerdings nicht genannt werden. Vor allem Ahlers vermied strikt jede öffentliche Präsenz, wohl aus Sorge, die Aufmerksamkeit potenzieller Entführer zu erregen.

Mehrere Museums-
und Kulturprojekte
im Schwange

Doch intern legte er sich mächtig ins Zeug. Er fuhr mit dem Herforder Museumsleiter Theodor Helmert-Corvey nach München, um die für Herford vorgesehenen Werke mit auszusuchen. Er unterstützte den Ankauf dreier Münter-Bilder durch die Stadt und sagte einen hohen sechsstelligen Baukostenzuschuss zu. Er gab unter Nennung seiner Leihgaben gegenüber der Landesregierung eine Stellungnahme für das neue Museum ab. Er lud seine Mitstreiter zum privaten Hauskonzert ein. Er bereitete eine Veranstaltung und Spendenkampagne zur Einwerbung weiterer privater Mittel vor.

An Ahlers lag es also nicht. Allerdings war die ratspolitische Debatte nach anfänglichem Schwung ins Stocken geraten. Das lag nicht zuletzt daran, dass in Herford gerade mehrere Museums- und andere Kulturprojekte im Schwange waren.

Museumsleiter Helmert-Corvey begeisterte sich für eine Kulturfabrik mit Museen (Stadtgeschichte, Schausteller) in der prächtigen Architektur der Sulo-Fabrik an der Werrestraße. Andere Geschichtsbewusste wollten die gerade freigelegten archäologischen Spuren des Reichsstiftes zur

Grundlage eines Stadt-Museums im historischen Stadtkern machen. Der Begriff der „Herforder Museumslandschaft“ machte die Runde und weckte die Sorge vor unbezahlbaren Kultur-Träumereien. Aber sollte das Münter-Haus nicht überwiegend aus geschenktem Geld und ohne zusätzliche Personalkosten entstehen? Nicht zuletzt solche Versprechungen machten die Skeptiker misstrauisch. Ratsmitglied Wolfgang Spanier brachte die Bedenken auf den Punkt: Geht es hier um eine Billiglösung oder um ein bedeutsames Haus für die Klas-

sische Moderne?

Eine städtische Ausstellung mit Werken des Blauen Reiter aus München im Frühjahr 1991 im Pöppelmann-Haus sollte die Skeptiker überzeugen. Tatsächlich erreichte sie hohe Besucherzahlen, zumal sie NRW-weit beworben worden war. Doch nicht alle Besucher waren so begeistert wie Bürgermeister Klippstein, der von einer „Abstimmung mit den Füßen“ sprach. Und immer noch hatte der Stadtrat sich nicht zu einem Baubeschluss durchringen können.

Dabei lagen die Umbaupläne für das Pöppelmann-Haus in drei Varianten seit Jahresbeginn vor. Im städtischen Haushalt war eine erste Bau-Rate eingestellt worden. Die Anzahl der aus München zu erwartenden Arbeiten war inzwischen auf 80 aufgestockt worden. Zusätzlich stellte das LWL-Museum in Münster Leihgaben in Aussicht. Mit dessen Chef Klaus Bussmann, Armin Zweite (NRW-Kunstsammlung) und Helmut Friedel (Lenbachhaus) waren drei Dickschiffe der deutschen Museumsszene eingebunden. Es bedürfe nur noch einiger „formelle Beschlüsse“, so der Bürgermeister.

Doch es gelang ihm nicht, die Bedenken im Rat und in der städtischen Finanzverwaltung auszuräumen. Der kulturell interessierte Teil der Bürgerschaft blieb gespalten, die

CDU war für das Münter-Projekt, die SPD eher für die Kulturfabrik. Der Heimatverein warb für einen Museumsneubau am Münster. Es gelang den Machern nicht, die Kräfte zu bündeln. So kam die Debatte über die „Zukunft der Herforder Museumslandschaft“ aus dem Elfenbeinturm der Kultur-Blase nicht heraus.

Die „interessierten Herforder“ um Jan Ahlers und Manfred Ragati gaben indes nicht auf, obwohl vor allem Ahlers zunehmend am Willen der Politiker zweifelte. Er hoffte jetzt auf eine PR-Kampagne, mit der auch weitere private Geldgeber gewonnen werden sollten. Unter dem Briefkopf „Das Gabriele-Münter-Haus – ein Projekt für Herford“ luden der Landrat Gerhard Wattenberg und der Kunstverein einen exklusiven Kreis potenzieller Förderer ein. Doch es ging schief.

Zunächst wollte Ahlers Stern-Herausgeber Henri Nannen als Festredner gewinnen. Doch der war erst nicht zu erreichen und dann zu teuer, so dass ein neuer Termin Mitte Juni anvisiert wurde, mit dem Bielefelder Unternehmer und Kunstsammler Arend Oetker als Ersatz. Dann gab es Knies um den Wortlaut der Einladung.

Als dann, wohl durch ein Versehen, eine veraltete, nicht abgestimmte Version in die Post ging, zog der Kunstvereins-Vorsitzende Jürgen Wedell die Notbremse. Die Veranstaltung wurde kurzfristig abgesagt. Und Ahlers schmiss die Brocken. Er stehe für eine Unterstützung des Münter-Projekts nicht mehr zur Verfügung, ließ er Ende Juni verlauten.

Nolde, Marc, Kirchner,
Beckmann, Kandinsky
doch nicht zu sehen

Damit war der „Hauptsponsor“ verloren gegangen, wobei Ahlers sich wohl nie als Sponsor verstanden hat. In einem internen städtischen Protokoll vom September ist noch vom Angebot einer finanziellen Zuwendung die Rede. Doch auf die Bilder von Nolde, Marc, Kirchner, Beckmann, Kandinsky und anderen müsste das Gabriele-Münter-Haus verzichten. Sie wanderten in den folgenden Jahren unter dem Stichwort „Ahlers on tour“ durch große westeuropäische Museen, die sich um die Herforder Expressionisten-Sammlung rissen.

Damit war für das Münter-Projekt die Luft raus. Sicherlich wäre es auch ohne die Ahlers-Bilder zu einem attraktiven Kunst-Ort geworden. Doch dazu hätte es einen klaren politischen Willen und eines umsichtigen Managements bedurft. Auch die „Kulturfabrik“ und der Schauellerpark kamen nicht zustande. Die Museumspläne am Münster waren schon vorher am Widerstand der Kulturverwaltung gescheitert. Die „interessierten Herforder Bürger“ Ragati und Ahlers inklusive des Bürgermeisters Klippstein werden ein halbes Jahrzehnt später erneut eine Rolle spielen – in der Vorgeschichte des Museums Marta.



Späte Jahre: Gabriele Münter im Alter von 80 Jahren.

Foto: Stiftung Murnau

Eine Schülerin erleidet Antisemitismus

Ausstellung im Zellentrakt: Wie jüdische Kinder und Jugendliche noch vor der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten aus den Schulen in Herford verdrängt wurden.

Clara Magdalena Schmitt

Angenehm sei das Friedrichs-Gymnasium in Herford nicht sonderlich antisemitisch, hatte ein Freund ihres Vaters gesagt. Erikas Erfahrung war eine andere.

Erika Weinberg wurde 1915 in Herford geboren, besuchte hier zunächst das Lyzeum (heute Königin-Mathilde-Gymnasium). Durch die Empfehlung eben jenes Freundes ihres Vaters wechselte sie von 1929-1933 auf das Friedrichs-Gymnasium. Sie verließ 1933 vor Beendigung des Abiturs die Schule, weil sie die Ausgrenzung der anderen Schüler und Lehrer nicht mehr aushalten wollte.

Die Diskriminierung ging von der Schule bis in den obligatorischen Tanzkurs mit 16. Sie erzählte darüber: „Man hat mir damals noch nicht einmal „Guten Tag!“ gesagt – bis auf ein Paar. Es war so eine Stimmung. Ich hatte keine Lust mehr auf Schule und auch keine Lust mehr zum Lernen und dann hab ich zu meinen Eltern gesagt: „Ich geh da nicht mehr hin!““

Hauptsächlich seien die Diskriminierungen, die Erika den Schulalltag unerträglich machten, von anderen Schülern ausgegangen. Lehrer äußerten sich aber auch antisemitisch im Unterricht. Sie schilderte eine Situation von 1932: „Denn ich hab mir so schnell nichts gefallen lassen. Der Herr Studienrat hat einmal gesagt: „Die Juden sind alle feige.“ Daraufhin bin ich aufgestanden und habe gesagt: „Herr Studienrat, mein Vater war im Krieg, ist verwundet worden und hat das eiserne Kreuz. Das stimmt nicht!“ Und der ist puterrot geworden.“



Das Herforder Friedrichs-Gymnasium an einem Wintertag im Schnee.

Foto: Kommunalarchiv

Erikas Familie gelang 1938 die Flucht nach Südamerika. Ihre Erfahrungen zeigen, dass antisemitische Hetze auch an der Herforder Schule schon vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten tief verankert war. Mit der Machtergreifung bekam die rassistische Diskriminierung eine andere Dimension und die Politik verfolgte systematisch den Ausschluss jüdischer Kinder und Jugendlicher. Die NS-Regierung erließ das erste Gesetz gegen jüdische Kinder schon am 25. April 1933 fast gleichzeitig mit dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtenrechts“, welches jüdische Lehrer von den Schulen ausschloss. In der Schule waren jüdische Kinder und Jugendliche

sowohl durch antisemitische Lehrinhalte als auch durch das Lehrpersonal und Mitschüler antisemitischer Diskriminierung ausgesetzt. Gezielt forciert durch die Politik der NS-Regierung, aber durchgesetzt von Lehrenden, auch unabhängig vom Diktum der Regierung. Nach der

Reichspogromnacht 1938 erfolgte am 15. November 1938 das Verbot für alle jüdischen Schülerinnen und Schüler, eine öffentliche Schule zu besuchen.

Ein Interview mit Erika Weinberg ist Teil der aktuell in der Gedenkstätte Zellentrakt in Herford gezeigten Ausstellung: „Anne Frank war nicht allein – Jüdische Kindheit und Jugend im Kreis Herford 1933-1945“ zu sehen. Diese verdeutlicht, wie seit der Machtergreifung die NS-Regierung jüdische Kinder und Jugendliche systematisch aus deutschen Schulen verdrängte. Neben der Unterdrückung durch antisemitische Gesetze mussten jüdische Kinder und Jugendliche Anfeindungen

und Ausgrenzungen durch Lehrer und Gleichaltrige ertragen. Das begann aber nicht erst mit der Machtergreifung im Jahr 1933. Die Ausstellung thematisiert die Kindheit jüdischer Kinder und Jugendlicher im Raum Herford. Die gezeigten Biografien geben einen Einblick in die Kindheit geprägt vom Antisemitismus der 30er Jahre. Es wird ebenfalls darüber aufgeklärt, wie in den Schulen Antisemitismus und Hetze gelehrt wurde. Die Ausstellung ist noch bis Ende März zu sehen. Jeden Samstag und Sonntag ist von 14 bis 16 Uhr kostenfrei geöffnet. Für Schulklassen und andere Gruppen sind auch nach Absprache andere Öffnungen und Führungen möglich.



Erika Weinberg. Foto: Zellentrakt

Schmerzliches Gedenken an die Reichspogromnacht vor 85 Jahren

Über hundert Menschen nahmen an einem Gang zu den Orten jüdischen Lebens in Herford teil.

Robin Butte, Jannine Vogt

In diesem Jahr jährte sich die Reichspogromnacht vom 9. November 1938 zum 85. Mal. Was als kleiner Gedenkgang durch Herford geplant war, entwickelte sich zum Demonstrationzug gegen Antisemitismus und Hass, für Menschlichkeit und ein friedliches Miteinander. Mehr als Hundert Menschen kamen dem Aufruf zum Gedenken nach.

Der Gang führte von der Gedenkstätte Zellentrakt über den Alten Markt, zum Jüdischen Friedhof bis zur Synagoge und endete schließlich im Haus Frieda bei einer Lesung. An den Stationen hielten Mitarbeitende des Kommunalarchivs Vor-

träge über den Holocaust.

Im voll besetzten Aufenthaltsraum des „Zellentrakt“ sprachen Bürgermeister Tim Kähler, der Superintendent des evangelischen Kirchenkreises Herford, Olaf Reinmuth, und der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Herford-Detmold, Matijahu Kellig, zur Toleranz, zum Frieden und zur Zivilcourage gemahnende Worte. Nach einer halben Stunde setzte sich die Gruppe in Richtung „Alter Markt“ in Bewegung. Hier informierte der Auszubildende des Kommunalarchivs, Julian Koch, über drei der in Herford verlegten Stolpersteine, die an das Schicksal der Herforderinnen jüdischen Glaubens Gertrud

Ginsberg, Ilse Neuberger und Alma Ursel Salomon erinnern. Weiter ging es in Richtung des jüdischen Friedhofs. Vor der Trauerhalle führte Jannine



Die Trauerhalle auf dem jüdischen Friedhof. Foto: Jannine Vogt

Vogt ein in die Bestattungskultur des Herforder Judentums. Die Anwesenden legten einem alten jüdischen Brauch folgend kleine Steine auf das Mahnmal zum Gedenken an die im Holocaust ermordeten jüdischen Herforderinnen und Herforder. Die Erinnerung an das tragische Schicksal rührte Anwesende zu Tränen. Auf dem Platz vor der Synagoge machte Robin Butte vertraut mit der lange Zeit von Intoleranz und Gewalt überschatteten Geschichte des Herforder Judentums und seiner 2010 wiedereröffneten Synagoge. Den Abschluss fand der Gedenkgang im Haus Frieda der Herforder evangelischen Kirche. Hier las Frank Meyer-Bar-

thels aus dem autobiografischen Buch der deutsch-israelischen Schriftstellerin Jenny Aloni. Sichtlich erschüttert vom Gehörten, sprach während der kurzen Pause niemand ein Wort bis Marie Meinhold begann, die Geschichte ihres Großvaters, eines Pfarrers im Deutschland der Nazizeit, zu erzählen. Abschließend las Ulrike Jaeger vom Projekt „Erinnerungs- und Versöhnungsarbeit“ des evangelischen Kirchenkreises aus der Autobiografie von Benjamin Ferencz, einem der Chefankläger der Nürnberger Prozesse. Einprägsam und aktuell denn je war das Schlusswort des Abends: „Nie wieder ist jetzt!“

Abenteuer eines Kaufmanns

Das Historische Jahrbuch des Kreises Herford 2024 gibt spannende Einblicke in die Geschichte des Wittekindslandes.

Anna Grotegut

Über das Leben von angestellten Kaufleuten, sogenannten Kaufmannsgehilfen, die international tätig waren, gibt es kaum historische Belege. Umso wertvoller sind die Briefe, die der Herforder Kaufmann Gustav Kötter seiner Familie schrieb – und die im Kommunalarchiv Herford aufbewahrt werden.

Hochschullehrer Bernd Overwin hat sie ausgewertet und sich das Leben von Gustav Kötter einmal genauer an-

geschaut. Das berufliche Leben Kötters kann so beispielhaft Einblicke in die Tätigkeitsfelder von Kaufleuten geben und die Motivationen erklären, im 20. Jahrhundert seine Heimat zu verlassen und im internationalen Handel zu arbeiten. Gustav Kötter wurde am 17. April 1882 in Herford geboren. Sein Vater war ebenfalls als Kaufmann tätig und besaß außerdem einen kleinen Kolonialwarenladen. Nach seiner kaufmännischen Lehre ging Kötter zunächst nach London, wo er für eine Schmuck-



firma arbeitete. 1901 reiste er nach Chile und begann bei einem Textilhändler zu arbeiten. In Chile infizierte er sich mit Typhus, was ihn fast das Leben gekostet hätte. Nach mehreren Stationen in Chile, einem kurzen Zwischenstopp in Hamburg, wo sich nicht genug Geld verdienen ließ, fuhr Kötter 1910 nach Fernando Poo. In seinen Briefen erkundigte sich Kötter auch immer wieder nach der Situation der Familie, der wirtschaftlichen Lage in Deutschland und unterstützte seine Familie auch

finanziell. Wie Kötter den Ersten Weltkrieg erlebte, was er in Honduras machte und von wo sein letzter Brief abgeschickt wurde, ist im Historischen Jahrbuch des Kreises Herford 2024 zu lesen. Auf 264 Seiten gibt es spannende Einblicke in die Geschichte des Wittekindslandes. So geht es in diesem Jahr um Vampire im Valdorfer Kirchenbuch, die letzte Äbtissin in Stift Quernheim und die Entnazifizierung in Löhne. Erhältlich ist das Jahrbuch für 19 Euro (ISBN 978-3-910520-31-8).

Zur Weihnachtszeit: „Sing man met!“

Dr. Schröders Plattdeutsche Sprechstunde

Es ist für uns eine Zeit angekommen...“ Jau, wieder geht ein Jahr zu Ende und in zwei Wochen ist Weihnachten. Die Kalorienbomben zum „Schlickern“ für den Adventsteller liegen bereit. „Dunnetlitten, seogar de Marzipankartuffeln send düttmoal nich oll teo'n 1. Advent iutverkofft!“, habe ich gehört.

Auf den Weihnachtsmärkten dampfen Glühwein oder Kinderpunsch und erklingen bekannte Melodien. Der Text zum Mitsingen ist Vielen aber nicht mehr im Ohr.

Das folgende Lied hier hat eine bewegte Geschichte hinter sich. Es entstand vor über 130 Jahren als Sternsingerlied in der Schweiz und daraus entwickelten sich verschiedene Strophen und Mundartvarianten.

Nachdem der geistliche Inhalt in der Nazizeit gestrichen wurde, kamen später wieder Strophen mit dem Bezug zur Weihnacht hinein.

Der Platt-Doktor empfiehlt seiner Leserschaft diese plattdeutsche Version, wie sie vor Jahren im VHS-Kurs in Kirchlegern gesungen wurde. Gehört doch zum Advent dazu, oder? Niu singet man schön teohäope! (Melodie: in'n Gesangsbeoke Nr. 545).

1. Et es for us oine Tuid endlich kuomen, de bring us oine greode Froid'. (2x)

Üobert schnoibedeckte Feild goacht wui hen, goacht wui hen, in de wuite, wuite Welt.



Der Plattdeutsche Doktor Achim Schröder. Foto: Kiel-Steinkamp

2. Et schloabet Bieke un Duk unnern Uise, et drömmt dat Holt oinen doipen Dräom. (2x)

Duë'r'n Schnoi, de sachte fällt, goacht wui hen, goacht wui hen, in de wuite, wuite Welt.

3. An'n heogen Himmel doa lüchtet et stille, un füllt dat Harde mit Sialigkoit. (2x)

Unnern heogen Steirntelt, goacht wui hen, goacht wui hen, in de wuite, wuite Welt.

4. Et es for us oine Tuid endlich kuomen, et es for us oine greode Gnad'. (2x)

Iuse Heiland Jesus Christ, de for us, de for us, for us Minske worden es.

Altes Obst und Gemüse im Detail

Rätseln Sie mit und gewinnen Sie ein Rezeptheft. Beim letzten Mal handelte es sich um Fenchel.

Bei unserem Obst & Gemüse-Rätsel in der September-Ausgabe von „HF“ handelte es sich um Fenchel.

Das Knollengemüse ist in Westfalen nur mäßig beliebt. Völlig zu Unrecht, denn seine ätherischen Öle tun nicht nur dem Magen und Darm gut, das Gemüse enthält reichlich Vitamin C, A, E und Folsäure sowie Kalium und Magnesium.

Die Zubereitung von Fenchel geht schneller als bei manch einem anderen Gemüse: Kein Schälen, Schaben oder Ausschneiden. Einfach säubern und roh als Salat, gebraten in der Pfanne oder als leckeren Auflauf genießen. Nüsse passen besonders gut zu Fenchelgerichten und machen daraus ein schönes Wintergericht.

Die Kochforscher des Kreisheimatvereins möchten die kulinarischen Kenntnisse unserer Leserinnen und Leser erneut herausfordern. Im Bild ist ein Fotodetail einer regionalen und saisonalen Gemüse- oder Obstsorte zu sehen.

Wie heißt das Gemüse oder Obst?

Schreiben Sie uns einfach die richtige Antwort an kreisheimatverein@kreis-herford.de.



Das rätselhafte Gemüse ist sehr farbtensiv. Foto: Monika Guist



Fenchel schmeckt gut mit Nüssen kombiniert. Foto: Monika Guist

Unter den richtigen Antworten und Rezeptzusendungen verlosen wir fünf Mal eines unserer inzwischen regional berühmten Rezepthefte aus dem Wittekindsland. Viel Glück!

HF Magazin
Impressum

NEUE WESTFÄLISCHE

HF-Magazin – Heimatkundliche Beiträge aus dem Kreis Herford in Zusammenarbeit mit dem Kreisheimatverein Herford e.V. Verlag: Zeitungsverlag Neue West-

fälische GmbH & Co. KG, 33602 Bielefeld, Niedernstraße 21-27
Verantwortlich i.S.d.P.: Thomas Seim (Redaktion); Anzeigen: M.-J. Appelt; Redaktion: Christina Römer, Frank-Michael Kiel-Steinkamp (NW-Lokalredaktion Herford); H. Braun, S. Brünger, R. Butte, B. Düsterhöft, M. Guist, A. Grotegut, J. Kröger, C. Laue, E. Möller, K. Nottmeyer, C. Mörtstedt, J. Vogt (Kreisheimatverein)
Herstellung: Oppermann, Rodenberg

1.000 Jahre Enger: Eine Stadt, ein Jubiläum, ein Buch

Das Heimatbuch zur Tausendjahrfeier der Widukindstadt im Jahr 1948 erschien trotz der Versorgungskrise in üppiger Ausstattung. Wer Altpapier ablieferte, erhielt den Band günstiger. Ein beteiligter Künstler tauschte in Hannover Zigarren gegen Farbe für ein Werbeplakat ein.

Jürgen Münch

Enger 1948 – eine Kleinstadt im Ausnahmezustand. Als vor 75 Jahren die Widukindstadt ihr tausendjähriges Jubiläum feierte, wurden alle Register gezogen und ein umfangreiches Veranstaltungsprogramm auf die Beine gestellt: Festumzug, Kunstausstellung, Gewerbeschau, Vorträge, Theateraufführungen, Konzerte, Sportveranstaltungen und anderes mehr.

Auch bekam die Kirche neue Glocken, waren doch die alten im Krieg eingeschmolzen worden, der Grundstein für ein Zweifamilienhaus für Flüchtlinge wurde gelegt. Und das alles trotz der seit Ende des Zweiten Weltkrieges anhaltenden Versorgungskrise, die alle Lebensbereiche betraf. Aber vielleicht war das ja genau der Grund, das Fest so groß aufzuziehen und in aller Bewusstheit zu feiern, um sich so seiner Existenz zu versichern.

Um alles wie geplant zu bewältigen, wurde schon 1947 der „Hauptausschuss zur Vorbereitung der Tausendjahrfeier“ ins Leben gerufen. Vorsitzender war Amtsdirektor Gustav Jürging, der einer der treibenden Kräfte für die Feier war. Sogar ein Geschäftsführer wurde berufen. Insgesamt tagte der Hauptausschuss dreizehnmal bis zum Beginn der Feierlichkeiten, dann noch ein letztes Mal danach.

Zusätzlich wurden zwölf Unterausschüsse gebildet, um sich arbeitsteilig den unterschiedlichen Aufgabenfeldern widmen zu können.

Deutschlandweit warb Enger für seine Tausendjahrfeier

Im November wurden dann in der ganzen Stadt Plakate ausgehängt mit einem Aufruf an die Engeraner Bevölkerung, sich mit wie auch immer gearteten Beiträgen zum Fest zu beteiligen. Auch wurde auf den Plakaten aufgefordert, Altpapier zu sammeln, da die für die Drucklegung der geplanten Festschrift erforderlichen Mengen Papier „zum größten Teil durch Altpapiersammlungen aufgebracht werden müssen“.

Pressemittelungen zur Bewerbung der Veranstaltungen gingen deutschlandweit an 132 Tageszeitungen in allen großen Städten von A wie Aachen bis Z wie Zwickau, Plakate wurden in ganz Westfalen verteilt und auch der erst im Januar des Jahres gegründete Fernsehsender NWDR wurde mit Informationen versorgt und zur Berichterstattung eingeladen.

Einen Eindruck von der Vielzahl der Aktivitäten während der Festtage ermöglichen auch heute noch die zahlreichen historischen Fotos, die der Hobbyhistoriker Werner Brakensiek für sein umfangreiches Bildarchiv zusammengetragen und so für die Nachwelt gesichert hat.

Sogar einen nachkolorierten Film aus der Zeit gibt es im Archiv Brakensieks. Einige Aufnahmen sind auch in dem Film „Leben in einer kleinen Stadt – Enger 1938–1948“ des Medienzentrums des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe zu sehen (kostenloser Download auf den Seiten des LWL unter westfalen-medien-shop.lwl.org).

Den Verantwortlichen war es ein großes Anliegen, dass etwas über die Feierlichkeiten und die vielfältigen Veranstaltungen

hinausgeht und bleibt, wenn alles zu Ende und wieder abgebaut ist: Eine Festschrift. Etwas Bleibendes, Wertiges sollte sie werden, als Bindeglied zwischen der Vergangenheit im Rückblick, der Gegenwart in der Momentaufnahme und der Zukunft als hoffnungsvolle Möglichkeit. Aufgrund dieser zugemessenen Bedeutung gab es schon früh den Beschluss, keine Inserate von Firmen und Handwerksbetrieben aufzunehmen, trotz aller Probleme, die bei der Finanzierung und der Materialbeschaffung abzusehen waren.

Spitze der Engeraner Gesellschaft engagierte sich

Verantwortlich für das Gelingen des Buchprojektes war der Unterausschuss „Bearbeitung und Herausgabe von Festschrift, Aufrufen, Prospekten“. Acht Mitglieder waren hier aktiv: Dr. Hermann Pörtner, Landgerichtspräsident i.R.; Fritz Heemeyer, Kaufmann und Gründungsvorsitzender des Heimatvereins; Dr. Rolf Dircksen, Biologe, Schriftsteller, Pädagoge; Friedrich Gottschalk, Rektor; Pastor Martin Düttemeyer; Paul Strack, Kaufmann; Wilhelm Strack, Holzhändler; Wilhelm Wollbrink, Konkretor i.R.; sämtlich später auch Autoren des Buches, mit Ausnahme von Wilhelm Strack der mehr in organisatorische Aufgaben eingebunden war, oder, wie Paul Strack, sein Bruder, ihn in seiner Ansprache zur Eröffnung der Kunstausstellung würdigte: „...der in seiner bekannten Hilfs- und Opferbereitschaft wie in allen Belangen unserer Tausendjahrfeier... immer zur Stelle war.“

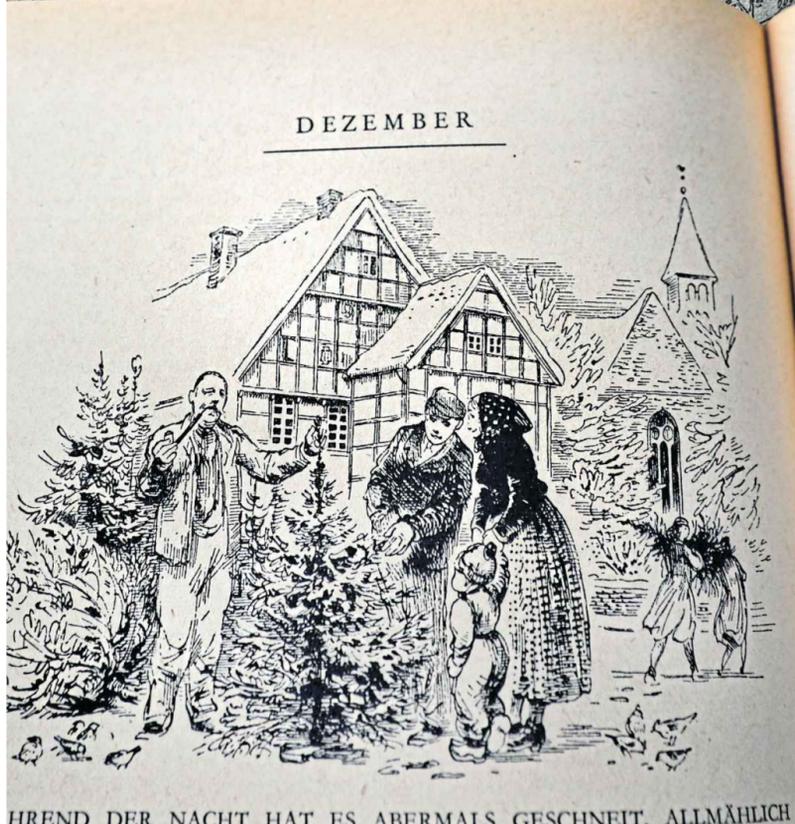
Der erste Eindruck, wenn man das Buch das erste Mal in die Hand nimmt, ist sein Gewicht, dann die angenehme Haptik des Einbandes mit seinem Prägedruck, seine Festigkeit, die gute Verarbeitung, und beim Aufschlagen fällt sogleich ein sogar künstlerisch gestaltetes Vorsatzpapier ins Auge. Es zeigt ein stilisiertes Enger mit Kirche und Glockenturm als Zentrum, umgeben von Fachwerkhäusern, auch Bolldammbach und Liesbergmühle sind als typisch für Enger erkennbar.

Schnell finden sich die Namen derjenigen, die mit der Buchgestaltung beauftragt waren: Für die Typographie und die Einbandgestaltung war Jupp Ernst verantwortlich. Er war einer der renommiertesten Gestalter im Nachkriegsdeutschland und wurde kurz nach Abschluss der Arbeiten für die Stadt Enger zum Direktor der Werkkunstschule Wuppertal berufen. Von ihm stammen ebenfalls die Entwürfe für zwei Werbeplakate, und auch die Gewerbeausstellung wurde von ihm organisiert.

Historiker Gustav Engel war für Inhalte verantwortlich

Das Vorsatzpapier stammt von Herbert Lange, dessen Lebenswerk als Gebrauchsgrafiker noch 1990 in einer Einzelausstellung im Bielefelder Museum Waldhof gewürdigt wurde. In der Ausstellung war auch dieser Entwurf für das Heimatbuch zu sehen samt eines Aquarells als Vorstudie.

Die zahlreichen Illustrationen im Buch selbst stammen von Prof. Gerhard Ulrich, von dem es hieß, dass er zu den gro-



Das Vorsatzpapier (oben) stammt von Herbert Lange. Die zahlreichen Illustrationen im Buch selbst, wie hier Enger im Dezember, hat Prof. Gerhard Ulrich gezeichnet. Foto: Frank-Michael Kiel-Steinkamp

ßen Illustratoren gehört und viele Bücher „von seinen zauberhaft leichten Zeichnungen“ leben.

Alle Drei Künstler waren auch 1947 an der Ausstellung „Deutsches Buchschaffen“ in Bielefeld beteiligt, eine Ausstellung, die große Beachtung fand. Womöglich war man dort auf die Drei aufmerksam geworden.

Aufgrund der Vielzahl der Autoren, 22 an der Zahl, und noch mehr Beiträgen seien hier nur einige genannt. Für die Zusammenstellung der Inhalte war der Historiker Gustav Engel als Schriftleiter zuständig. Von ihm, der sich wie kein anderer mit der Geschichte Engers beschäftigt hatte, stammt der mit 80 Seiten längste Bei-

trag des Buches „Dorf, Amt und Stadt Enger. Beiträge zu ihrer Geschichte“. Engel beschreibt die Entwicklung Engers über die Jahrhunderte hinweg, angefangen von den Zeiten Widukinds bis in die Gegenwart.

Aus den Jahren nach der Machtergreifung 1933 werden nur zwei Ereignisse aufgeführt: Der Anschluss Engers 1934 an das Gaswerk Bünde und die Einweihung der Widukindgedächtnisstätte 1939. Wie überhaupt in Texten und Reden aus dieser Zeit spürt man, sicher auch bedingt durch die bedrängten Lebensverhältnisse, dass in der Bevölkerung das Gefühl einer Niederlage und einer Schmach stärker verbreitet war, als die Freude oder

zumindest Erleichterung über das Ende der Nazidiktatur mit all ihren menschenverachtenden Auswüchsen. Unter diesem Aspekt ist auch der Beitrag „Die Tage des Zusammenbruchs“ von Gustav Jürging sowie sein Geleitwort zu sehen.

Mit gleich drei Beiträgen ist Rolf Dircksen vertreten, von denen zwei besonders bemerkenswert sind: „Die Landschaft um Enger – ihr Antlitz, ihr Werden und ihre Wandlung“ und „Das Bunte Jahr – Bilder aus der heimatlichen Natur im Wechsel der Jahreszeiten“. Denn Dircksen war nicht nur Wissenschaftler und Naturliebhaber, sondern vor allem ein Meister der Sprache mit einer besonders feinen Be-

obachtungsgabe, was diese beiden Texte auch heute noch lesenswert macht. Dircksen war zu der Zeit Oberstudienrat an der Oberschule in Enger. Später lehrte er an der Pädagogischen Hochschule Bielefeld und bildete Biologielehrerinnen und -lehrer aus und begeisterte sie für die Natur mit all ihren Facetten.

Naturgemäß ist der Teil mit den Engerschen Widukindsagen sehr umfangreich, auf 50 Seiten zusammengetragen von dem Bielefelder Studienrat i.R. Hermann Hartwig.

An kürzeren Beiträgen kommen hinzu die Erinnerungen an eine Kindheit in Enger, volkskundliche und kunstgeschichtliche Beiträge, Berichte aus den Kirchengemeinden, aus Wirtschaft, Schulwesen und Vereinsleben, auch ein Beitrag über „Enger und seine Flüchtlinge“ wurde aufgenommen. Geschichten und Gedichte auf Platt runden das Ganze ab.

Das Buch ist bei Bertelsmann erschienen

Im Herforder Kommunalarchiv sind noch Mappen mit Unterlagen rund um die Tausendjahrfeier vorhanden. Anhand der dort erhaltenen Dokumente lässt sich auch heute noch bestens nachvollziehen, was für ein Kraftakt allein für die Realisierung dieses Buchprojektes erforderlich war, und wie viel mehr es erst noch für die Planung, Vorbereitung und Durchführung der gesamten Tausendjahrfeier bedurfte.

Aus einem der im Archiv erhaltenen Protokolle des besagten Hauptausschusses geht hervor, dass ursprünglich sogar geplant war, das Buch im Selbstverlag der Stadt Enger erscheinen zu lassen. In dem Fall hätte es aber aufgrund der erforderlichen und auch bereits erteilten Druckgenehmigung durch das Wirtschaftsministerium in Düsseldorf eine „Begrenzung auf 126 Textseiten“ statt der geplanten 400 Seiten gegeben.

In diesem Protokoll vom 26. Februar 1948 ist weiter zu lesen: „Um den vorgesehenen Umfang der Festschrift trotz dem sicherzustellen, hat Herr Wilhelm Strack mit der Firma Bertelsmann, Gütersloh, Besprechungen geführt. Das Ergebnis ist folgendes: Die Festschrift erscheint nunmehr im Verlag Bertelsmann; also nicht mehr im Selbstverlag der Stadt Enger, der Umfang der Festschrift kann wie vorgesehen durchgeführt werden.“

Es ist lediglich Einverständnis zu dem Wortlaut der Artikel vor dem Druck bei Bertelsmann einzuholen, die Firma Bertelsmann verlangt für dieses Entgegenkommen keine Bezahlung in Form eines Festbetrages je Buch der Auflage; sie erhält lediglich eine geringe Zahl Bücher kostenlos für ihre Archive und für interessierte Angehörige ihres Betriebes.“

Besatzungsmächte tolerierten den „Grauen Markt“

In den Sitzungen des Hauptausschusses waren auch immer wieder sogenannte Kompensationsgeschäfte ein Thema. Die bildeten damals, mit Duldung der Besatzungsmächte, den sogenannten „Grauen Markt“, ohne den weder die bescheidene Nachkriegsindustrie noch das Handwerk funktioniert hätten. Für die Tausendjahrfeier hieß das beispielsweise, dass der Gestalter Jupp Ernst persönlich nach Hannover fahren sollte, um dort Zigarren aus Enger gegen Farben zu tauschen, damit seine Plakatentwürfe überhaupt gedruckt werden können.

Da auch die Kompensationsgeschäfte im Hinblick auf die Tausendjahrfeier immer mehr wurden und das Ganze drohte, unübersichtlich zu werden, beschloss der Hauptausschuss in seiner Sitzung vom 22. April einen Ausschuss für Kompensationsangelegenheiten zu bilden, um Zuständigkeiten zu klären und vor allem den Überblick zu behalten.

Auch kam in der Sitzung die Frage auf: „Was geht an Zahlungsverpflichtungen in die neue Währung?“ Alle wussten, dass der Währungswechsel kommt, und auch wenn keiner sagen konnte, wann genau der „Tag X“ sein wird, war davon auszugehen, dass die Feier erst danach sein würde, während sämtliche Finanzierungs-konzepte noch auf der Reichsmark basierten.

Man tappte vollkommen im Dunkeln, so mutmaßte noch am 17. Juni der Geschäftsführer einer Bielefelder Werbefirma im Gespräch mit einer Delegation der Stadt Enger, dass die Umstellung von Reichsmark auf D-Mark wohl erst am 27. Juni sein würde. Wie wir heute wissen, war sie dann doch schon am 20. Juni, so dass ab dem 21. Juni die D-Mark alleiniges gesetzliches Zahlungsmittel war.

So ist es nicht verwunderlich, dass es damals in der Bevölkerung unterschiedlichste Gerüchte gab, Waren gehortet wurden oder wenn sie doch verkauft wurden, dann in der Regel zu völlig übersteuerten Preisen. Kompensationsgeschäfte bekamen so eine noch größere Bedeutung als sie ohnehin schon hatten.

Und da nach wie vor Papier als Rohstoff knapp war, und der Druck – wie bekannt – nur im Tausch gegen Altpapier zu realisieren war, die allgemeine Sammlung aber nicht ausreichte, kam man zusätzlich auf die Idee, den Preis für das Festbuch zu staffeln: Wer 3 kg Altpapier abliefert, bekommt das Buch für 6 DM und alle anderen müssen 7 DM bezahlen.

Erste Exemplare für auswärtige Gäste reserviert

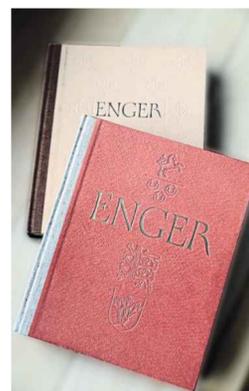
Trotz aller Widrigkeiten ist das Buch rechtzeitig fertig geworden und auch im geplanten Umfang erschienen: 400 Seiten, 36 Bildseiten, Mess-tischblatt, Auflage 5.000 Stück.

Da nicht die gesamte Auflage auf einmal geliefert werden konnte, wurde die Engeraner Bevölkerung zu Beginn der Feierlichkeiten gebeten, noch etwas mit dem Kauf und der Abholung der Vorbestellungen zu warten und die ersten verfügbaren Exemplare den auswärtigen Gästen zu überlassen.

Auch heute noch werden vereinzelt Exemplare antiquarisch angeboten, der Preis liegt meist um die 10 Euro, bei besonders gut erhaltenen Exemplaren auch bei bis zu 50 Euro. Selbst letzterer Preis spiegelt aber heute in keiner Weise die Bedeutung und den Wert wider, den das Buch 1948 für die Stadt Enger hatte, und auch nicht den Wert, den es heute als zeitgeschichtliches Dokument dieser Phase der deutschen Nachkriegsgeschichte hat.



Zur Tausendjahr-Feier Enger 1948 gab es neue Glocken für den Turm neben der Stiftskirche. Foto: Archiv Werner Brakensiek



Es gab zwei Einbände des Enger-Buchs.

Stelzenläufer haben lange rote Beine

Der seltene Gast ließ sich an der Löhner Blutwiese blicken.

Eckhard Möller

Die Hütte, von der aus es hervorragende Ausblicke auf die Gewässer und das Grünland an der Blutwiese in Löhne gibt, stand noch nicht lange. Am 7. Mai kam Angelika Rasche aus Bünde gegen Abend vorbei und nutzte die Gelegenheit für einen kurzen Besuch. Sie traute ihren Augen kaum, als dort zwei rot-beinige Watvögel im Flachwasser herumliefen, tat aber genau das Richtige, indem sie ihre Kamera nahm und ein paar Aufnahmen machte.

Es waren zwei Stelzenläufer, extrem selten im Kreisgebiet und erst zum zweiten Mal hier beobachtet. Sie freute sich sehr, denn sie hatte noch nie vorher welche gesehen.

Am nächsten Morgen postete sie ein Foto der beiden Vögel in einer lokalen Facebook-Gruppe. Erst dadurch wurde die überraschende Entdeckung bekannt. Eilig angereiste Beobachter hatten aber kein Glück: Die beiden seltenen Gäste waren bereits abgeflogen.

Stelzenläufer sind leicht zu identifizieren: Ihre unwirklich langen roten Beine machen sie unverwechselbar, ihr deutscher Name beschreibt sie perfekt. Sonst haben sie nur Weiß und Schwarz zu bieten. Dazu eine laute, auffällige Stimme, die natürlich vor allem in den Brutgebieten zu hören ist. Die Löhner Vögel waren mit ziemlicher Sicherheit Männchen und Weibchen, da die Männchen in der Regel mehr Schwarz am Kopf zeigen.

Der erste und bisher einzige Nachweis dieses Mittelmeer-Vogels im Kreis Herford ist schon lange her: Am

20. April 2008 entdeckte Peter Meyrahn am frühen Morgen ein Weibchen, das in einem Tümpel in den Hunnebrocker Wiesen Nahrung suchte. Er verbreitete die überraschende Nachricht sofort, so dass etliche weitere Beobachter den seltenen Gast an dem Tag bestaunen konnten. Seitdem wurde keiner dieser auffälligen Langbeine im Kreisgebiet entdeckt, trotz ganz guter Beobachterdichte.

In Nordrhein-Westfalen sind die meisten Stelzenläufer entlang des Rheins, wo auch im Kreis Kleve 2008 eine der ersten Bruten stattfand, und in den Rieselfeldern Münster, dem riesigen Feuchtgebiet, nachgewiesen worden. In Ostwestfalen gelang die erste Entdeckung schon 1949 in den Rietberger Fischteichen im Kreis Gütersloh.

Bis Ende der 1990er Jahre waren sie den Beobachtern in der Regel meist nur aus den Feuchtgebieten auf Mallorca oder den Kanarischen Inseln bekannt. Seitdem gab es in Deutschland deutlich mehr Brutnachweise, so dass Stelzenläufer heute zu den Gewinnern der Klimaerwärmung gezählt werden. In Nordrhein-Westfalen wurden 2020 allein vier Bruten gezählt, während es bis dahin nur drei überhaupt waren.

So bestehen gute Chancen, dass es in den nächsten Jahren auch heimischen Beobachtern gelingt, diese faszinierenden Vögel irgendwo zwischen Spenge und Vlotho zu entdecken, auch wenn der Mangel an ausgedehnten Flachwassergebieten im Kreisgebiet das deutlich erschwert. April und Mai dürften die besten Monate dafür sein.



Angelika Rasche fotografierte das Stelzenläufer-Paar am 7. Mai 2023 an der Blutwiese in Löhne. Foto: Rasche

Ein Kotten und sein rätselhafter Standort

Die bewegte Geschichte des 220 Jahre alten Hauses „Linkerhagen 11“ in Rödinghausen und seiner Menschen ist nicht bis ins letzte geklärt. Die äußere Anmutung von früher ist wieder hergestellt.

Barbara Düsterhöft

In den 220 Jahren seines Bestehens hat das Fachwerkhäus „Linkerhagen 11“ (früher „Rödinghausen 80“) viel erlebt. So wechselten im Laufe der Jahrzehnte naturgemäß seine Eigentümerinnen und Eigentümer, das Aussehen und die Größe wurden verändert und möglicherweise hat es sogar seinen Standort gewechselt.

Das bedeutet: Eventuell ist der ganze Kotten innerhalb Rödinghausens umgezogen. Dies wäre natürlich für ein Haus die größte und außergewöhnlichste Veränderung seines Lebens.

Seine Geschichte beginnt Anfang des 19. Jahrhunderts. Im Jahr 1803 wurde der Kotten von Hermann Heinrich Möllering (1748-1807) und seiner zweiten Frau Anna Margaretha Elisabeth (1777-1832) erbaut. Dies ließen die Eheleute auch stolz über dem Deelentor verewigen. Hier ist auch heute noch zu lesen:

„HERMAN HENRICH MÖLLERING MODO BERGMEIER UND SEINE EHLIGE HAUSFRAUE ANNA MARGRETA ELISABETH BRÜNGERS HABEN DIES ZIMMERBAUENLASSEN IM OCTOBER 1803“

Erbauer haben wohl nie in dem Haus gewohnt

Bei dem Zusatz „modo“ in der Inschrift handelt es sich um einen „Genanntnamen“. Das heißt, Hermann Heinrich hieß mit Nachnamen Möllering wurde aber Bergmeier genannt, da er 1777 (in erster Ehe) auf den Hof Bergmeier (Rödinghausen Nr. 6) einheiratete. Solche Genanntnamen hatten bis Anfang des 19. Jahrhunderts bei Hofbesitzern sowohl die Funktion einer Adresse als auch die eines Familiennamens. In manchen Regionen war die Bindung des Namens an den Hof sogar so stark, dass der tatsächliche Familienname völlig dahinter zurücktrat und verloren ging.

Beim ursprünglichen Gebäude handelte es sich um ein klassisches Fachwerk-Zweiständerhaus mit 9 x 9 Metern Grundfläche und einer großen Deele als Zentrum des Hauses. An diese schlossen sich rechts und links die Stallungen und (Wohn-)Kammern und am Kopfende das „Flett“ an, auf dem die Küche untergebracht war. Heute ist von diesen Ursprüngen allerdings nur noch die Ostseite mit der Inschrift über dem Deelentor im Original erhalten.

Wenn die Einträge in den Kirchenbüchern korrekt sind,



So hat der Kotten an einem Frühlingstag früher ausgesehen.

Fotos: Gemeindefacharchiv Rödinghausen

hat das Ehepaar allerdings nie selbst in dem Haus gewohnt, sondern, so wie auch der spätere Hoferbe Jobst Heinrich, immer auf dem Hof Bergmeier. Vermutlich war es wohl entweder als Kotten für Heuerlinge oder aber als Altenteil für Hermann und Anna gedacht gewesen.

Auffällig am Fachwerk ist eine noch erkennbare Markierung, die als „N“ gelesen werden kann. Wenn man davon ausgeht, dass es sich um ein Zeichen der Zimmerleute für „Norden“ handelt, könnte das bedeuten, dass der Kotten bereits an einer anderen Stelle mit dem Deelentor Richtung Norden stand, oder dass das vorbereitete Gebälk zunächst für einen anderen Bauplatz vorgesehen gewesen war.

Auch wenn diese beiden Annahmen nicht richtig sein sollten, so ist die Ausrichtung des Hauses auf jeden Fall ungewöhnlich. Denn üblicherweise waren die damals mit Strohdächern gedeckten Gebäude in Nord-Süd-Richtung ausgerichtet, um eine bessere Abtrocknung der Dacheindeckung zu erreichen. Sicher ist zumindest, dass sich das Haus 1837 bereits am heutigen Standort befand, da es im damals verfassten Kartenblatt, der „Preußischen Uraufnahme“, bereits hier eingezeichnet ist.

1892 wurde der Kotten durch den Urenkel Jobst Heinrich Nieberg an den Maurer Karl Wilhelm Holtmeier (1865-1905) verkauft. Aus dessen Bauantrag aus dem Jahr

1894 und der zugehörigen Bau-skizze geht hervor, wie er das Haus für sich und seine Familie um- und ausbaute. Als Ersatz für die im Haus gelegene Stallung wurde ein kleiner Anbau an der Ostseite des Hauses, direkt neben dem Deelentor, an die Hauswand angesetzt. Damit wurde im Inneren deutlich mehr Platz für die menschlichen Bewohner geschaffen, was ganz dem damaligen Zeitgeist und Wunsch nach mehr Hygiene und Komfort entsprach. Zusätzlich hat man die Wohnfläche durch die Versetzung der nördlichen Hauswand um einen Meter nach außen vergrößert. Das erforderte eine Anpassung des Daches, das dafür an der Nordseite abgeschleppt wurde, d.h. es wurde eine zusätzliche Dachfläche angesetzt. Dabei wurde dann auch die alte Stroheindeckung entfernt und durch Hohlziegel auf Strohdockern ersetzt. Zeitgleich wurden vermutlich nicht nur die neue Nord- sondern auch die Süd- und Westseite mit rotem Holser Klinker aufgemauert. Nur der Ostgiebel blieb noch

in seiner ursprünglichen Form als Fachwerk bestehen.

Da Wilhelm Holtmeier bei seinem frühen Tod 1905 noch unter seiner alten Wohnadresse geführt wurde, lässt sich vermuten, dass er den Einzug in sein neu umgebautes Haus nicht erlebt hat. Allerdings kann es sich bei diesem Eintrag auch um einen Fehler handeln, denn Tochter Lina wurde 1904, also ein Jahr vor seinem Tod, bereits hier geboren. Sie wurde dann auch nach dem Tod der Mutter 1948 für die nächsten 35 Jahre neue Eigentümerin und Bewohnerin des Hauses.

In den folgenden Jahrzehnten gab es als einzige weitere größere Veränderung einen kleinen Flachdachanbau mit Ausgang zum Garten als zusätzlichem Vorratsraum, Waschküche und Windfang.

1983 schienen die Tage des Hauses so gut wie gezählt. Wie aus den Plänen des damals beauftragten Architekten hervorgeht, war durch die Erben ein erneuter umfangreicher Umbau geplant. Das Haus hätte eher einem Neubau geglichen.

Allerdings wurden diese Pläne dann doch nicht umgesetzt und das Haus ein Jahr später an die heutigen Bewohner Erdmüte und Wolfgang Ukley verkauft.

Durch sie wurde das Haus, immer mit Blick auf historische Details eines traditionellen Fachwerkkottens, in den folgenden Jahren umfangreich saniert und ausgebaut.

Auf der Ostseite wurde das teilweise unter Putz verborgene Fachwerk und der Torbalken mit der Inschrift wieder freigelegt, die fehlenden Kopfbänder des Tors ergänzt und eine neue Eingangstür im Stil einer historischen Deelentür eingebaut. Außerdem wurden im Stil des auf alten Fotos belegten Vorbilds aus den 50er Jahren neue Sprossenfenster eingebaut.

Der mittlerweile marode Stallanbau wurde abgerissen und in seiner alten Form wieder neu aufgebaut. Vor die drei von Wilhelm Holtmeier gemauerten Außenwände wurden neue Wände gesetzt, die in der Optik dem ursprünglich verwendeten Holser Klinker nachempfunden sind. Eine Loggia erweitert den Wohnraum. Auch technisch und energetisch wurde das Haus auf den neuesten Stand gebracht.

Ähnlich stolz wie die ersten Eigentümer brachte Familie Ukley als krönenden Abschluss der Arbeiten an der Deelentür die zusätzliche Inschrift an: „ERNEUERT 1990 DURCH ERDMÜTE UND WOLFGANG UKLEY“.



Die Inschrift im Balken zeugt vom Stolz der Erbauer und seiner heutigen Besitzer.

Ein weißer Nachtfalter entpuppt sich als Olivenbaum-Zünsler

Das Foto des Spengers Thorsten Runte sorgte im November bei observation.org für Aufsehen. Das Insekt gilt hier als Irrgast.

Eckhard Möller

Citizen Science – damit konnte noch vor 10 Jahren kaum jemand etwas anfangen. Das hat sich bis heute deutlich geändert.

In immer mehr wissenschaftlichen Arbeiten über die Verbreitung von Tier- oder Pflanzenarten zum Beispiel nutzen Forscher das riesige Angebot, vor allem an Bildern, das heute in den sogenannten sozialen Medien oder anderen Foren publiziert wird. So stoßen sie so ab und an auf überraschende Funde, die sonst

nicht gelungen wären.

So auch hier: Mitten in Spenge fotografierte Thorsten Runte am Nachmittag des 2. November 2023 einen ihm unbekanntes weißen Nachtfalter mit rund 30 Millimeter Spannweite, der an einer Scheibe saß. Er konnte ihn mit Hilfe einer App als Olivenbaum-Zünsler (Palpita vitrealis) identifizieren und postete das Bild dann auf der Kreis Herford-Webseite von observation.org, der Stiftung, auf der auch alle Bio-blitz-Daten gesammelt werden.

Dort sorgte der Falter mit

dem unscheinbaren Namen gleich für einiges Aufsehen. Nicht nur, dass ein sogenannter Administrator, Spezialist für diese Tiergruppe, sich sofort das Foto angesehen und die korrekte Bestimmung bestätigt hat.

Erste Recherchen wegen des ungewöhnlichen deutschen Namens (wieso Olivenbaum?) förderten sogleich überraschende Daten zu Tage, die ihn zu einem der Funde des Jahres machten. Dass bei Runtes im Garten ein solcher Baum steht, mag Zufall sein.

Es ist der erste dokumen-

tierte Olivenbaum-Zünsler, der je im Kreis Herford nachgewiesen wurde. Es ist offenbar auch der erste in ganz Ostwestfalen, wie die Daten von observation.org belegen, möglicherweise sogar der erste in ganz Westfalen.

In Deutschland gilt der bleiche Falter als sogenannter Irrgast, d.h. ab und an werden einzelne Individuen weiter nördlich gesehen.

Es gibt aus diesem Jahr einige Beobachtungen aus dem Rheinland. Im Herbst 2023 wurde er zwei Mal aus Niedersachsen gemeldet und so-

gar drei Mal von der Insel Helgoland weit in der Nordsee –

eine unglaubliche Leistung dieses kleinen Körpers.



Der Olivenbaum-Zünsler von Spenge.

Foto: Thorsten Runte

Das Verbreitungsgebiet des Olivenbaum-Zünslers ist der Mittelmeerraum von der Türkei bis nach Portugal. Seine Raupen fressen dort Olivenblätter und werden daher an manchen Orten mit kommerziellem Anbau als Schädlinge angesehen.

„Ich fotografiere, wenn ich Zeit habe, einfach alle Tiere, die ich entdecke und bei denen ein Bild lohnt“, meinte Thorsten Runte.

Dass es dieses Mal so ein herausragender Fund in Spenge sein würde, das war bestimmt nicht vorherzusehen.